

(Nachdruck verboten.)

60]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Da rührte sich wieder was im Garten, diesmal von der Klüchenseite her. Und von Furcht ergriffen, umfaßten die beiden Kinder sich und kollerten, eins in des andern Armen, von der Mauer herab, indem sie sich mit aller Kraft aneinander drückten. Sie hätten sich zu Tode fallen können, aber sie waren ganz heil geblieben, sie erhoben sich lachend und begannen sogleich munter zu spielen. Paul und Antoinette, Lucien und Louise tollten schon zwischen den Büschen und Felsblöcken umher, die hier, am Fuße der Felswand, köstliche Verstecke boten.

Lucas, der einsah, daß es zu spät war, hemmend einzugreifen, zog sich leise und geräuschlos zurück. Da ihn niemand gesehen hatte, so würde auch niemand wissen, daß er die Augen zugeedrückt hatte. Ach, die lieben Kleinen, mochten sie doch nur dem Trieb ihrer reinen Jugend folgen und sich unter Gottes freiem Himmel zusammenfinden, trotz aller Verbote! Sie waren die Blüte des Lebens, das wohl wußte, zu welcher künftigen Ernte es in ihnen emporprokfte. Sie waren vielleicht bestimmt, die Versöhnung der Klassen zu verwirklichen, sie hielten vielleicht die Zukunft in sich, in der Gerechtigkeit und Frieden herrschen sollte. Was die Väter nicht thun konnten, das würden sie thun, und ihre Kinder würden es noch mehr thun, dank der unbefleglichen Kraft der menschlichen Entwicklung, die in ihren Adern pochte. Und indem er sich sachte entfernte, um sie nicht zu stören, lachte Lucas vergnügt in sich hinein über ihren Frohsinn und ihren lauten Uebermut, der von keinem Gedanken an die Schwierigkeit getrübt war, die das Wiedererklettern der Mauer ihnen bereiten mußte. Nie noch hatte der Ausblick in die Zukunft ihm so hoffnungsfreudig erschienen, nie hatte er mehr Kraft zum Kampf und Zuversicht auf den Sieg in sich gefühlt.

Und lange Monate dauerte der Kampf, der erbitterte, erbarmungslose Krieg zwischen der Erbscherie und der Hölle. Lucas, der die Erbscherie schon erschüttert, auf dem Wege zum Niedergang geglaubt hatte, bot alle seine Kraft auf, um sie aufrecht zu erhalten. Er hoffte für lange Zeit hinaus auf keine Erweiterung seines Unternehmens, er wollte nur keinen Boden verlieren; und es war schon ein schöner Erfolg, daß er sich auf derselben Höhe erhalten, daß er lebensfähig bleiben konnte unter den Schlägen, die von allen Seiten auf ihn niederfielen. Aber welche eine gewaltige Aufgabe, welche Tapferkeit und übermenschliche Arbeit erforderte sie! Die Macht der Idee gab ihm die Größe und Kraft eines Apostels und wirkte Wunder durch ihn. Er war überall zu gleicher Zeit, befeuerte die Arbeiter in den Werkstätten, befestigte die Bande der Brüderlichkeit zwischen Großen und Kleinen im Gemeinhaus, wachte über die geregelte Verwaltung in den Magazinen. Man sah ihn täglich in den sonnigen Gassen der jungen Stadt, mit den Frauen lachend, mit den Kindern spielend, ein junger Vater dieses seines kleinen Volks. Alles wuchs, dehnte sich, ordnete sich nach seinem Wink dank seinem Schöpfergenie, seiner Fruchtbarkeit, die überall Samen austreute, wohin er den Fuß setzte. Und das größte Wunder war die vollständige Eroberung seiner Arbeiter, unter denen die Uneinigkeit und der Aufruhr einen Augenblick einzureißen gedroht hatte. Obgleich Bomaire noch immer nicht so dachte wie er, hatte Lucas die Zuneigung dieses wackeren und guten Menschen so vollständig erworben, daß er in ihm seinen treuesten und hingebendsten Beihilfen fand, ohne den das Werk sicherlich nicht hätte durchgeführt werden können. Ebenso hatte sein unerjählicher Reichtum an Liebe allmählich alle Arbeiter durchströmt, sie scharten sich immer fester um seine Person, als sie sahen, wie zartfühlend, wie brüderlich er war, wie er nur für das Glück anderer lebte, nur in diesem sein eignes Glück fand. Alle Angehörigen der Erbscherie bildeten eine große Familie, um die das Band der Gemeinsamkeit sich immer fester schlang, da alle endlich begriffen, daß es für sein eignes Glück arbeiten heiße, wenn man für das

Glück aller arbeitete. Sechs Monate hindurch verließ nicht ein einziger Arbeiter die Fabrik, und wenn auch die, die ausgetreten waren, noch nicht wiederkehrten, so waren doch die Treugebliebenen opferfreudig genug, nicht ihren ganzen Anteil zu beziehen, sondern einen Teil in der Klasse des Unternehmens zu lassen, um diesem zu ermöglichen, einen beträchtlichen Reservefonds anzulegen.

Und in dieser kritischen Zeit war es zweifellos die Solidarität aller Genossenschaftsmitglieder, die sich zur Verteidigung des gemeinschaftlichen Wertes zusammenschlossen, welche die Erbscherie rettete, welche sie davor bewahrte, unter der egoistischen Feindschaft und dem giftigen Haß des alten Beauclair zusammenzubrechen. Der in kluger Vorsicht angelegte, sich rasch vermehrende Reservefonds bot einen kräftigen Stützpunkt im Kampfe. Er ermöglichte es, ungünstige Momente zu überdauern, er verhütete die Notwendigkeit drückender Anleihen in Zeiten der Krise. Mit seiner Hilfe konnten zweimal neue Maschinen angeschafft werden, die durch eine Aenderung der Fabrikationsweise notwendig geworden waren und die Herstellungskosten bedeutend verringerten. Dazu kamen dann noch einige glückliche Umstände; es wurden gerade damals einige größere Brücken- und sonstige Bauten ausgeführt und neue Eisenbahnen gebaut, so daß ein großer Bedarf an Schienen und Trägern entstand. Der lange Frieden, dessen sich Europa erfreute, gab der friedlichen und zivilisatorischen Seite der Eisen-Industrie eine mächtige Entwicklung. Nie noch war das wohlthätige Eisen in solchem Maße in alle Zweige menschlicher Thätigkeit eingedrungen. Die Ziffer der Geschäfte in der Erbscherie war somit gewachsen, ohne daß gleichwohl die Gewinne sehr groß gewesen wären, denn Lucas wollte vor allen Dingen billige Preise erzielen, in der Ueberzeugung, daß er sich damit die Zukunft sichere. Er kräftigte das Unternehmen durch eine weise Verwaltung, durch Ersparnisse auf allen Seiten, und war vor allem darauf bedacht, dem Reservefonds so viel Geld als möglich zuzuführen, damit es in Zeiten der Gefahr nicht an Dammitteln fehle. Und die Hingabe aller an die gemeinsame Sache, die solidarische Selbstverleugnung der Arbeiter, die auf einen Teil ihres Gewinns verzichteten, that dann das übrige und ermöglichte es, den Tag des endgültigen Sieges ohne große Entbehrungen abzuwarten.

In den Durignonschen Werken war die Lage nach wie vor eine glänzende, die Geschäfte hatten sich nicht vermindert, die Fabrikation der Kanonen und Geschosse wurde noch immer mit ausgezeichnetem Erfolge betrieben. Aber schon übertraf da der Anschein die Wirklichkeit, und Delabean empfand manchmal eine ernste Unruhe, über die er mit niemand zu sprechen wagte. Wohl hatte er ganz Beauclair, die ganze bedrohte bürgerliche und kapitalistische Gesellschaft auf seiner Seite; und außerdem war er überzeugt, daß die Wahrheit, die Autorität, die Kraft mit ihm waren, und daß ihm der endliche Sieg gewiß sei. Trotzdem überschlichen ihn immer mehr geheime Zweifel, die rastlose, nüchterne Thätigkeit der Erbscherie beunruhigte ihn, obgleich er alle drei Monate ihren Zusammenbruch vorhergesagt. Er konnte nicht an eine Konkurrenz in den Schienen und Trägern denken, die die benachbarten Werke zu außerordentlich billigen Preisen herstellten; es blieben ihm also nur die feinen Objekte von sorgfältiger Ausführung, die mit drei bis vier Frank das Kilo bezahlt wurden. Aber diese wurden auch von zwei sehr bedeutenden Werken in einem nahen Departement hergestellt; sie machten ihm fürchtbare Konkurrenz, er fühlte, daß eines von den drei Etablissements zu viel war, und es handelte sich nur darum, welches von den beiden andern verschlungen werden sollte. War nicht das von ihm geleitete, das durch die Erbscherie geschwächt war, zum Unterliegen verurteilt? Dieser Zweifel nagte an seinem Herzen, obgleich er mit verdoppelter Thätigkeit arbeitete, und vollkommenere heitere Zuversicht in die gute Sache, in die Religion des Lohnsklaventums zur Schau trug, deren Vorkämpfer er war. Aber mehr noch als die Konkurrenz, als die Zwischenfälle der industriellen Kämpfe drückte ihn das Bewußtsein, daß er über keinen Reservefonds verfügte, der es ihm ermöglichen würde, außerordentliche Ereignisse, plötzliche Katastrophen zu überstehen. Wenn eine Krise eintrat, eine Arbeitsunterbrechung, ein

Streit, oder auch nur ein schlechtes Jahr, so mußte dies zum Untergang führen, da die Fabrik keine Mittel hatte, um das Wiederaufleben der Geschäfte abzuwarten. Schon hatte er, um neue Maschinen kaufen zu können, deren sofortige Anschaffung dringend notwendig war, dreimalhunderttausend Frank aufnehmen müssen, deren Zinsen nun die Bilanz schwer belasteten. Und wie, wenn er nun noch und abermals würde borgen müssen, bis er ganz von dem Moloch der Schulden verschlungen würde?

Um diese Zeit versuchte Delabeau seinem Better Boisgeline vernünftig zuzureden. Als er diesen dazu bestimmt hatte, ihm die Ueberbleibsel seines Vermögens anzuvertrauen und die Stahlwerke zu kaufen, hatte er ihm die feste Zusicherung gegeben, daß er ihm sein Geld so hoch verzinsen werde, daß er nach wie vor ein luxuriöses Leben werde führen können. Seitdem sich jedoch die Verhältnisse schwierig gestalteten, wünschte Delabeau, daß sein Better genug vernünftige Einsicht besitze, um seine Ausgaben für eine Weile einzuschränken, mit der Sicherheit, daß er sie, sobald wieder gedeihliche Zustände eingetreten waren, in demselben und selbst in verstärktem Maße werde wieder aufnehmen können. Wenn Boisgeline sich bereit gefunden hätte, nur die Hälfte des Gewinnes aus der Kasse zu beziehen, so wäre die Anlage eines Reservefonds möglich geworden. Aber Boisgeline wollte von derlei nichts hören, und weigerte sich unbedingt, seine immer kostspieligere Lebensführung, seine Jagden, seine Empfänge, im geringsten einzuschränken. Es kam sogar zu erregten Wortwechseln zwischen den beiden Bettern. Im Augenblick, wo das Kapital Damiene machte, sich nicht die vollen erwarteten Zinsen erpressen zu lassen, wo die Arbeitsklaven nicht mehr genügten, um den verschwenderischen Luxus des nichtsthuernden Herrn herbeizuschaffen, klagte der Kapitalist den Fabrikdirektor an, daß er seine Versprechungen nicht halte, daß er ihn verkürzen wolle. Delabeau war wütend über diese alberne Genußgier, aber noch immer dämmerte ihm keine Ahnung auf, daß seine Frau, Fernande, hinter seinem gedehnten Better stand, daß sie die Verderberin und Geldverschlingerin war, daß für ihre Launen und Tollheiten alle diese großen Summen vergeudet wurden. Auf der Guerdache folgte ein Fest dem andern. Fernande genoß in vollen Zügen die Entschädigung für ihre früheren Entbehrungen, berauschte sich so sehr an ihren unaufhörlichen Triumphen, daß jedes Nachlassen ihr wie eine Verkürzung schien. Sie selbst reizte Boisgeline gegen ihren Mann auf, sagte ihm, daß Delabeau eine Verminderung seiner Leistungsfähigkeit zeige, daß er es nicht verstehe, den vollen möglichen Ertrag aus den Werken zu ziehen, und daß es nur ein Mittel gebe, ihn anzuspornen, und das sei, immer mehr Geld von ihm zu verlangen. Denn da Delabeau in seiner Selbstherrlichkeit es unter seiner Würde hielt, mit Frauen von ernstlichen Dingen zu reden, und auch mit seiner eignen keine Ausnahme machte, so war sie über die tatsächlichen Verhältnisse ganz im Unklaren, und nach ihrer Ueberzeugung mußte sie ihren Mann unaufhörlich aufstacheln, immer höhere Anforderungen an ihn stellen, wenn sie ihren Traum verwirklichen und eines Tags mit den erbeuteten Millionen nach Paris zurückkehren wollte.

Eines Nachts jedoch ließ Delabeau seine Frau einen Blick in seine Gedanken thun. Sie waren von einer Jagd auf der Guerdache zurückgekehrt, während welcher Fernande, die leidenschaftlich gern galoppierte, mit Boisgeline verschwunden war. Am Abend hatte dann ein großes Diner die Jagdteilnehmer vereinigt, und es war Mitternacht vorüber, als das Ehepaar heimkehrte. Die junge Frau schien sehr ermüdet, wie gesättigt von den sieberhaften Genüssen, die ihren Lebensinhalt ausmachten; sie entkleidete sich rasch, schön und vorführerisch in ihrer Mattigkeit, und legte sich zu Bett; während ihr Mann langsam und methodisch ein Kleidungsstück nach dem andern ablegte und dabei gedankenvoll und mit zornig gerunzelter Stirn im Zimmer hin und her ging.

„Sag einmal,“ fragte er endlich, „hat Dir Boisgeline nichts gesagt, wie Ihr allein miteinander rittet?“

Fernande öffnete erstaunt ihre Augen, die sich schon zu schließen begonnen hatten.

„Nein,“ erwiderte sie. „Zum mindesten nichts besonderes. Was hätte er mir sagen sollen?“

„Oh,“ sagte Delabeau, „wir haben nämlich vorher einen Wortwechsel gehabt. Er hat für Ende des Monats wieder zehntausend Frank von mir verlangt. Aber diesmal hab' ich's ihm rundweg abgeschlagen. Es ist ja unmöglich, unsinnig!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Wundervogel.

Das ganze Haus lief zusammen, um den Vogel zu sehen, selbst Tante Hulda sprang aus der Hängematte und kam auf die Veranda.

„Ree, was schleppst du einem denn nun da für'n Vögel ins Haus?“ — schrie die Mutter. „Als ob wir nicht schon Vögel genug hätten! Augenblicklich trägt's wieder in'n Wald.“

„Aber Mama, es ist doch ein Falke.“ Alfred war ganz empört. Er sah zu Tante Hulda hinüber: „Nuten am See hab' ich ihn gefunden, ich gehe so und suche nach Erdbeeren, und mit einmal hupft was vor mir durchs Gras, ich hinterher und wie ich zugreife, hab' ich ihn. Au, Mama, den behalten wir aber.“

„Fällt mir ja nicht in,“ schrie die Mutter. „Keine Minute bleibt er im Haus, so'n großer Vieh; sollte mir passen.“

„Rein, er ist niedlich“, bewunderte Minnie. „Sieh mal, was er für nette Augen macht.“

„Ist es wirklich ein Falke?“ fragte Tante Hulda.

„Ja wohl, 'n Edelfalke“, ulkte Onkel Moriz. „Kamst mit auf de Jagd, wie die in Cirkus Buch, weckste noch?“

„Aber natürlich ist es ein Falke“, beharrte Alfred. „Er hat mich ja gebissen.“

„Darum wird's wohl 'n Falke sein, die Falkens bei Buschen waren ville größer.“

„Na, das waren doch aber auch alte, paß mal auf, wie der hier wächst.“

„Denkste vielleicht, ich werd' das Vieh behalten?“ Die Mutter warf sich in Positur.

„Den kriegste ja überhaupt janich durch,“ entschied Onkel Moriz. „Womit willst du denn den füttern?“

„Mit Fleisch und Mäusen.“

„Um Gottes willen, Mäuse!“ Die Damen schrien.

„Bist verrückt?“ sagte die Mutter. „Komm' mir mit eine Maus in de Bohmung, denn fliegste raus.“

„Seh'n lieber in'n Wald, denn kommt seine Mutter und holt'n.“ Tante Hulda wurde gefühlvoll. „Der arme Kerl, er sieht ganz betäubt aus, er sehnt sich nach seiner Mama.“

„Er weent schon,“ bestätigte Onkel Moriz. Die andern lachten, nur Minnie machte ein teilnehmendes Gesicht: Ja, is aber auch wahr, trag' 'n doch in den Wald zurück, seine Mutter hat doch Angst um ihn, die sucht ihn gewiß schon lange.“

„Ja wohl, ich werde ihn ausblasen.“ Alfred lachte. „Ich stelle mich unter die große Fichte mit Frikens neue Blechtrumpete: hier is 'n kleiner Falke aus't Nest gefallen.“

„Det is ja überhaupt ja keen Falke. Onkel Moriz schüttelte nachdenklich den Kopf: Ree, wißt Ihr, wenn id 'n mir ansehe, ich glaube, det is 'n junger Specht.“

„Ja, 'n Schnabel wie 'n Specht hat er,“ stimmte Tante Hulda bei. „Die Spechte im Zoolog'schen haben eben solchen.“

„Aber die Spechte sind doch bunt, darum heißen sie Buntspechte.“ Minnie wollte ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse zeigen.

„Dummlopp, es giebt auch schwarze Spechte,“ die Mutter gab ihr einen Klaps: „Ich glaube aber auch nicht, daß det 'n Specht is, seht Euch mal die Augen an, det is 'ne kleine Eule.“

„Ja wohl, 'ne olle Rachteule“ höhnte Alfred.“

„Rau es nicht ein kleiner Rabe sein?“ fragte Minnie.

Die andern schrien: „Raben sind doch schwarz.“

„Aber nicht, wenn sie geboren werden, sie färben sich erst nachher.“

„Raben werden überhaupt nicht geboren“, docierte Alfred. „Sie kriechen aus dem Ei!“

„Als ob das nicht dasselbe is, wie geboren werden.“ Minnie rümpfte verächtlich die Nase.

Die Mutter hatte den Vogel nachdenklich angesehen: „Meine Tante hatte mal 'ne Freundin gehabt, die hatte auch 'n Vogel, der so ganz ausah, könnte das nicht 'ne Drossel sein?“

„Ree, Mama, 's is 'n Kolibri.“ Alfred warf sich hintenüber und lachte: 'n Falke is es, 'n Edelfalke, wenn ich Dir's sage, laßst Du es glauben.“

„Woher Du 'n Falken kennen willst!“

„Er sieht aber auch wirklich aus, wie die bei Buschen,“ überlegte Tante Hulda. Und seht mal den Kopf, 'n richtigen Scheitel hat er, als wär er gekämmt, gerade wie'n Leut'nant.“

„Ich glaube, er hat Hunger,“ sagte Minnie. „Er macht solche verlangenden Augen, gebt ihm doch was zu essen.“ Sie drehte das Bauerchen hin und her. „Ach nein, und wie zahm er is, er läßt sich anfassen.“

„Galbtot is er,“ sagte Onkel Moriz, „aber nicht zahm, der lebt ja keine Stunde mehr, der streckt ja schon alle Viere von sich.“

„Ach wo, der stöbert bloß die Federn aus,“ Alfred riß das Bauer zu sich herüber; der Vogel sah auf dem Boden und ließ die Flügel hängen, sein Kopf fiel müde gegen das Gitter.

„Er plinkert mit die Augen,“ sagte Tante Hulda.

Alfred kitzelte ihn mit einem Bleistift: „Seht Ihr, nu rappelt er sich schon zusammen. Der fürcht' sich bloß in dem kleinen Bauer. Wenn wir erst wieder in Berlin sind, sperr ich ihn in Lozes alten ein.“

„Schenk ihn doch dem Zoolog'schen Garten,“ sagte Onkel Moriz, „denn kriegt er noch 'n feines Schild an'n Käfig: Geschenk von Herrn Alfred Berger.“

„Nu ja und wir kriegen 'n Sommer freies Entree!“ Nimmie klatschte in die Hände.

„Ree, wenn's 'n Falle is, behalten wir 'n,“ entschied die Mutter, „'n Falle, hab ich mal gelesen, das is der deutsche Papagei.“

„Zarwohl, er lernt Mama sagen,“ lachte Alfred.

„Er is ja schon lange tot,“ sagte Tante Hulda.

„Rein! Ach Gott, ja! Ja, er is tot, ja wirklich!“ Sie steckten die Köpfe über das Bauer und schrien durc einander. Alfred stampfte mit dem Fuß auf: „Rein ich sage! Rein, nu fängt man mal 'n Falken, und nu stirbt er.“

„Was is denn los?“ fragte der Vater mitten in den allgemeinen Wirrwarr hinein. Er kam mit den Angelgeräten vom See herauf.

Nimmie schluchzte auf. „Alfred hat im Wald 'n jungen Edel-falken gefunden und wir wollten ihn aufnuttern und nu is er tot.“

Der Vater beugte sich über den Bauer und musterte den toten Vogel.

„Na Kinder, laßt Euch nur bloß nicht auslachen, das ist ja ein ganz gemeiner Kludud.“ — —so.

Kleines Feuilleton.

— Was entgeht dem Arzt? A. K i n k e l schreibt in der „Köln. Volksztg.“:

Für Patient und Arzt ist es von größter Wichtigkeit, daß dem letzteren alles den Zustand des Kranken günstig oder ungünstig Beeinflussende zu Gehör gebracht werde; es ist dies schon zur Beurteilung der Behandlung, der angewandten Medikamente und des oft durch Nebenumstände verursachten unerwarteten Auftretens abnormer Symptome notwendig, da sonst der Arzt durch solche leicht irrefeleitet werden kann, oder ihm gar Zweifel an der von ihm gestellten Diagnose aufzusteuern vermögen. Wer soll nun dem Arzte solche Mitteilungen machen? Das ist die Frage. Der Kranke selbst? Ja möchte fast sagen: „Nein“, denn seine Aussprüche sind je nach seinem Leiden nicht kompetent genug, um Verordnungen danach vornehmen zu können. Andererseits aber ist zu bedenken, daß vom Pflegepersonal oft Fehler in der Behandlung gemacht, dem Patienten oft Kratzer und Aufregung verursacht werden, was ihm dann natürlich auch Schaden bringt, was aber die Umgebung dem Arzt wohlweislich verschweigt; da wäre es nun gut, wenn der Kranke selbst reden würde.

Bei schwierigen Patienten, bei solchen, welche die Vorschriften des Arztes nicht befolgen wollen, welche gerne Exzesse machen, da ist dann den Angehörigen im Interesse des Leidenden Aufmerksamkeit geboten, auch wenn dieser dieselbe übel nimmt.

Ein weiterer, dem Arzte seine Behandlung sehr erschwrender Fall ist der, wenn der Kranke nicht vorsichtig und gewissenhaft mit den gereichten Heilmitteln umgeht; wie selten hat er da den Mut, die Wahrheit zu bekennen! Angehörige, Pflegendende können nur reden, wenn sie selbst in diese Vorurteile eingeweicht sind, und wie vielen Kranken erlaubt ihr Zustand, ihre eigne Krankenschwester zu sein; wie soll dann der Arzt das Wahre erfahren?

Ich kenne eine Frau, die sich schon zweimal durch unachtsames, unpünktliches Umgehen mit den ihr verordneten Medikamenten Vergiftungen leichter Art zuzog, das eine Mal mit Arnica, das andre mit Bleiwasser; jedesmal goß sie von der Flüssigkeit aufs Geratewohl in das zu Umschlägen bestimmte Wasser, statt die vorgeschriebenen Tropfen einzuhalten, und jedesmal täuschte sie über ihr Vergehen den Arzt. Sie schützte ihre überempfindliche Haut vor; bei Venenentzündung gestand sie nicht die Ursache der furchtbaren Schmerzen, die überstarken Weiswasserumschläge ein; die an der miß-handelten Körperstelle zusammengeschrumpfte Haut neigte sie so lange mit Del und Wasserkompressen, bis die hauptsächlichste Entzündung im Verschwinden begriffen war und die Wunde wieder natürlicher sich zeigte. Der Grund der Verschlimmerung entging so dem Arzt, er wußte ihn sich nicht zu erklären.

In einem Hause wird ein Kind im Keuchenfieber rickfällig, weil seine Mutter es nicht vor groben Diätfehlern zu bewahren vermochte, ein andres muß sein junges Leben lassen, weil die Pflegerin es aus Eigensinn kalt, statt warm gebadet hat. Dort rauben einem Leidenden die verstickten Mißstände vieler Spitäler und Kliniken den Schlaf, hier verschlimmern ihn Unverstand und Herrschsucht den Zustand. Wie wenig kommt dem Arzt bei all diesen Patienten von der Wahrheit zu Ohren! Wie kann ich mich über die Pflegerin beschweren, wenn ich von ihr abhängig bin, wie kann ich mich über die Krankenschwester beklagen, wenn ihre Aussage der meinen nicht gegenübergestellt wird, und wie könnte man das, wo fände man die Zeit dazu? Wenn sollte man glauben, wem Recht geben? — Die Kranken sind oft schwierig, anspruchsvoll, die Pflegerinnen sind Menschen mit Fehlern wie wir.

So kommt es, daß dem Arzte vieles entgeht, was des Patienten Krankheitszustand verschlimmert, ihn vielleicht in neue, gefährlichere Bahnen weist. Diätetische, hygienische Fehler werden begangen, Aufregungen, Gemütsbewegungen, körperliche und seelische Schmerzen dem Leidenden nicht erspart; die Folgen machen sich bemerkbar, umsonst forscht der Arzt nach dem Ursprung, nach dem möglichen Grunde, nur selten trifft seine Vermutung mit der Thatsache zusammen. Dies ist, wie gesagt, um so bedauerlicher, als dadurch mancher medizinische Mißgriff geschieht, indem dieselben Krankheitserscheinungen durch ganz verschiedene Ur-

sachen erzeugt werden können. Es wird unmöglich sein, diese Vorurtheile aus der Welt zu schaffen; es wird immer Fälle geben, wo dem Arzt ihm Wissenswertes und Notwendiges entgeht und verschwiegen wird, es kann daher nur unsere Aufgabe sein, diese Fälle immer mehr zu verringern, in unserer Umgebung und in unserm Wirkungskreis durch Aufrichtigkeit und treue Pflichterfüllung bestrebt zu sein, ihnen vorzubeugen.

Krankenpflege, Krankenwartung ist immer eine ernste und verantwortungsvolle Sache, die im Privatleben, in der Familie wie als Beruf als solche nicht pünktlich und treu genug genommen werden kann. Veräumnis und Täuschung ist gleich unrecht gegen Arzt und Patient, denn sie birgt für beide eine Gefahr. Unsere Pflicht gebietet uns, nach besten Kräften für den kranken Körper zu sorgen und dieses können wir nur, wenn wir uns strengster Wahrheitsliebe gegen den Arzt bestrengen, damit er durch richtiges Erfassen der auftretenden Krankheitserscheinungen sich ein richtiges Urtheil darüber bilden und sicher mit den Waffen seiner Wissenschaft gegen die gesundheitsverheerenden Symptome kämpfen kann. —

— Eine mathematische „Zauberei“, die in mancher Gesellschaft recht verblüffend wirken kann, teilt das „Wissen für Alle“ mit. Fordern Sie einen der Anwesenden auf, irgend eine Zahl, deren Zifferanzahl eine gerade ist, aufzuschreiben, ohne daß Sie sie sehen können, und sodann dieselbe Zahl in umgekehrter Folge darunter zu stellen, wie z. B.:

943 518
815 349.

Nachdem dies geschehen ist, bitten Sie diese beiden Zahlen zu addieren, Ihnen die Summe anzufagen, mit Ausnahme einer Ziffer, an deren Platz Sie einen Gedankenstrich zu machen versuchen, wie z. B.:

17 588—7.

Nach kurzem Ueberlegen erklären Sie, die ausgelassene Ziffer sei eine 6.

Dieselbe scheinbare Zauberei können Sie statt mit der Summe auch mit der Differenz der gegebenen Zahl und mit deren Umkehrung ansühren. Bei der Annahme der früheren Zahl erhalten Sie dann:

1—8169.

Ebenso leicht wie vorher können Sie nun erraten, daß die ausgelassene Ziffer eine 2 sein müsse. Die Erklärung dieser unheimlichen magischen Kunst ist eine ungemein einfache. Bekanntlich ist die Summe einer Zahl und deren Umkehrung ein Mehrfaches von 11; deren Differenz dagegen ein Mehrfaches von 9. Nun weiß man, daß bei dem Mehrfachen von 11 die Summe der an grader und der an ungrader Stelle stehenden Ziffern gleich ist. Wenden wir diese Regel bei der oben angeführten Zahl an:

17 588—7

und nennen wir die unbekante Ziffer x, so erhalten wir:

$$\begin{matrix} \text{gradstellige Ziffern} & & \text{ungradstellige Ziffern} \\ x + 8 + 7 & = & 7 + 8 + 5 + 1 = 21. \end{matrix}$$

Wenn Sie nun im Kopfe rechnen, so ergibt sich Ihnen sofort: x = 6.

Sollte Ihnen die Differenz angefaßt werden — sie ist, wie wir gerade gehört haben, ein Mehrfaches von 9 — so haben Sie zu beachten, daß die Summe der zusammengezählten Ziffern auch ein Mehrfaches von 9 sein muß. Sie werden daher nicht zögern zu erklären, die in der Zahl

1—8169

ausgelassene Ziffer sei eine 2, da sonst die ganze Zahl nicht ein Vielfaches von 9 sein könnte.

Auf diese billige Art und Weise können Sie bei Ihren Bekannten und Freunden als mathematischer Zauberer gelten. —

Theater.

ac. Theater des Westens. „Lumpacivagabundus.“ Das Gastspiel der Seceffionsbühne im Theater des Westens führte am Dienstag Restroys alte, beliebte Zauberpoffe „Lumpacivagabundus“ oder das liebliche Kleeblatt“ einem zahlreichen Publikum von neuem vor. Die harmlosen, manchmal etwas klüglichen Kalauer fanden bei der gutgelauten Zuhörerschaft freundliche Aufnahme, hätten aber nicht gerade einer Vermehrung um etliche recht mäßige Reihen bedurft. Wenn z. B. in der rühmbriamen Geschichte von den beiden feindlichen Injellönigen und ihren in Liebe verbundenen Kindern, die Ameriem in der Illner Herberge zum besten giebt, die Kanalfrage als Streitobjekt angegeben wurde, so kann man doch füglich kaum sagen, daß diese Modernisierung zur Erhöhung der komischen Wirkung beiträgt. Im ganzen freilich spielte Herr Edmund Schmasow vom Theater in Kassel, der als Ameriem gastierte, den Schuster-gesellen mit trockenem Humor vortrefflich und brachte die verschiedenen Grade der Bezechttheit und die verschiedenen Stadien der Besoffenheit in Sprechweise und Mimik äußerst wirksam zum Ausdruck. Auch das liebliche, geschwätzige und zappelige Schneiderlein Zivirr wurde von Herrn H. Gordon mit der nötigen Lebhaftigkeit und Beweglichkeit äußerst zufriedenstellend gegeben, und Herr L. Zwald fand sich mit der weniger dank-

baren Rolle des Tischlergehilfen Leim sehr geschickt ab. Da auch die Nebenrollen durchweg flott gespielt werden, so könnte man sich — von einigen Ungeschicklichkeiten der Inszenierung abgesehen — mit der Leistung des Gastspiel-Ensembles einverstanden erklären, wenn nicht eine schier ungläubliche Geschmacklosigkeit dem sonst günstigen Gesamteindruck schweren Eintrag gethan hätte. In den zweiten Akt, in die Abendgesellschaft bei dem durchs große Loos zum verschwenderrischen Parvenu gewordenen Schneider Zwirn waren einige Einlagen aus dem Ueberbrett eingeschoben worden, die nicht viel weniger als eine halbe Stunde in Anspruch nahmen und zum übrigen Inhalt der Pöste wie die Faust aufs Auge paßten. Daß derartig lange, zum Umfang des Stücks in gar keinem Verhältnis stehende Einschübe, während deren die Fortentwicklung der Handlung nicht um ein Jota gefördert wird, zu den ältesten dramatischen Grundfäßen von der Einheit der Handlung und der Proportionalität der Teile in unlösbarem Widerspruch stehen, könnte man noch übersetzen, da Restroy selber einige Episoden eingefügt hat, die dem Fortgang seiner Pöste nicht dienen, die aber doch wenigstens zu ihrem übrigen Inhalt und Geist passen. Das aber war mit den Einlagen aus dem Ueberbrett nicht im mindesten der Fall. Auf deren Inhalt und Qualität näher einzugehen, liegt kein Anlaß vor: das ist an dieser Stelle schon gemüßigt genug. Wohl aber muß gesagt werden, daß die Darbietungen des Ueberbretts mit ihren litterarischen Präntationen und ihrer lästernen Schlipfrigkeit zu den anspruchs- und harmlosen Späßen Restroys absolut nicht paßten: das heißt gänzlich disparate Dinge zusammenleimen wollen. Wenn die Einfügung in den Zusammenhang des Stücks wenigstens geschickt erfolgt wäre, anstatt rein äußerlich zu sein, wie hier, wo das Ueberbrett auf einmal vor dem erstaunten Auge des Zuschauers antanzelt wie ein *deus ex machina!* Jedenfalls, wer über die mehr oder minder faulen Witze des „Lumpacivagabundus“ einmal herzlich lachen wollte, für den waren die blasierten Pikanterien des Ueberbretts ganz und gar nicht am Platze. —

Musik.

In der äußeren Politik muß es derzeit recht mau zugehen. Zwar verstehe ich davon so viel, wie die Drekktion eines Sommer-Theaters von dem Bedürfnis eines begabten Mitspielers, seine Rolle in genügender Zeit künstlerisch auszuarbeiten. Allein ich darf doch wohl jene Behauptung regelrecht logisch erschließen aus dem Umstand, daß es in dem gegenwärtigen Berliner Musiksommer kein richtiges Operettenleben giebt. Voriges Jahr war es anders: da konnten wir in den Theatern großartige Weltpolitik treiben, bald mit England, bald mit China und bald mit Italien, bald mit Japan. Meine damalige Vermutung, daß es gleichzeitig in der Welt, welche die Bretter bedeutet, ebenso zugehe wie auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, wurde mir von einem zeitunglesenden Freund lebhaft bestätigt. Heuer hoden wir still bei Kroll und hören uns — ich denke an vorgestern — die „Berliner Liedertafel“ an, uns heimlich umsehend, ob nicht dahinten ein Graf Waldersee sitzt, und genießen resigniert, was es an allertypischster Sommermusik giebt. Zu diesem allertypischsten (wohlgemerkt in der Sommermusik) gehört die Zeitverschwendung, die unabsehbare und immer da capo kommende Pause, die „tote Zeit“. Jenes Konzert war für 5 Uhr angesetzt und hielt uns ausgerechnet 3/4 Stunden lang mit Garde-Grenadier-Regiments-Kapellen-Mitwirkungs-Kummern hin, bis endlich, nach all den Phantasien aus Wagners „Siegfried“ und den zu Tode rührenden Pistou-Soll, die Weißbehandelskünsten kamen und ihre vierstimmigen Repetitions-Schlangen tanzen ließen. Sie machten es gut; ihren Tenoren, denen viel zugemutet werden kann, und ihrem würdigen Chormeister A. Zander unsere besondere Anerkennung! Ein von diesem gesehtes amerikantisches Volkslied, „Wein Alt-Kentucky-Heim“, stach aus dem übrigen sängerischen Alltag heraus; es ist anscheinend eines der vielen Negertlieder aus der Sklavenszeit, wie sie vor einigen Jahren durch drei Negertelber in Deutschland bekannter gemacht wurden, obschon jenes Beispiel nicht gerade sehr immig an den tieferen Zug dieser Lieder erinnerte.

Mit der in solchen Fällen unentbehrlichen Todes-, Zeit- und Raumverschwendung waten wir weiter durch die musikalischen Regengüsse des Sommers. Eine Volksoper im Carl-Weiß-Theater, aus deren Anfängen wir über eine verhältnismäßig recht gelungene Leistung berichten konnten, führte am Montag die „Regiments-Tochter“ Donizettis auf und hat so mit einem neuen Ensemble in ihren ersten drei Tagen vier erste Aufführungen herausgebracht. Das muß nun unsehbar zum Zugrunderichten der Reute und der Kunst führen. Wie soll sich da etwas künstlerisch Durcharbeiten lassen, ja wie soll da selbst das beste Können der Darsteller zur Erscheinung kommen, wenn einzig dem Souffleur vorgönnt ist, seine Leistung auszureifen! Man konnte merken, daß hinter diesen halb gelähmten Kräften manch tüchtiges Können stecken muß; und Fr. S. Schichardt vom Hoftheater in Wiesbaden, für welche die Titelrolle wahrscheinlich ein längst gefestigter Besitz ist, war in ihr genügend sicher, wenn sie auch nicht so wohlgefällig sang, als sie spielte. Allein der Drekktion darf doch gesagt werden, daß sie auf die Mitarbeit der Kritik und der intimeren Theaterfreunde nur dann zählen darf, wenn sie ihr Wirken wenigstens so anlegt, daß es künstlerisch gilt. Das weitere Publikum ist hier ohnehin noch

spröde, und im übrigen muß man ja in Berlin gegenüber Opern immer recht nachsichtig sein.

Zum heutigen Schluß etwas besonders Freudiges — oder sollen wir über das Auswachsen einer „guten alten Zeit“ nicht eher traurig sein? Morgen Freitag, den 28. Juni wird Meister Josef Joachim im 70 Jahre alt sein. Fern von Berlin weitend bleibt er außer Jubiläums-Schmucke. Wollen wir ihn — unter Absehen von trockenen Lebensdaten — recht würdigen, so müssen wir etwas wie einen Begriff von „geologischen Schichten“ zu Hilfe nehmen. Wie viele Schichten haben sich nicht seit Mendelssohn's Wirksamkeit über den musikalischen Boden Berlins gelagert, und an wie vielen Stellen dieses Bodens haben sich nur ganz wenige oder gar keine Schichten aufgebaut! Im Maße, als das letztere gilt, gehört Joachims Bedeutung zu den jüngsten Schichten. Als der weltberühmte Geigenkünstler, als der wohl weitans musikalischste, wenn auch nicht an Spezialkunst und Tonschönheit unübertroffene Violinist beherrscht er das Gestalten der musikalischen Formelemente, das „Phrasieren“, in einer Weise, hinter der das meiste übrige Musik-Berlin zurückbleibt. Als Lehrer und Hochschuldirektor lagert er hoch über jenen früheren Schichten unfres musikalischen Schulwesens, die zu den Schreden der Freunde einer Entwicklung gehören. Die ihm untergestellte „königliche Hochschule für Musik“ 1822 bloß für Kirchemusik, 1833 auch für musikalische Komposition eröffnet, wurde Ende der sechziger Jahre mit Joachim als neuberufener Kraft insofern erneuert, als sie seit 1. Oktober 1869 auch eine Abteilung für ausübende Tonkunst besitzt, die dann allmählich fertig gestaltet wurde. Joachims segensreiches Wirken innerhalb dieser Entwicklung steht historisch so fest, wie derzeit die Zurückgebliebenheit der ganzen Anstalt feststeht. Und Joachims Verdienst als Führer eines im besten Sinn klassischen Streichquartetts steht ebenso fest, wie die im schlechtesten Sinn unmoderne Haltung dieses Quartetts und wie der Abstand von unsres Meisters Kunstgeschmack zu dem der jüngsten musikalischen Schichten. So lange aber auch beim Spiel eines Meisters zuerst nach dem Gegensatz zwischen künstlerisch im echten und künstlerisch in weniger echtem Sinn gefragt werden muß, so lange können wir glücklich sein, einen — den einen Joachim zu besitzen. —

Humoristisches.

— Zwickmühle. „Ich begreife nicht, Herr Doktor, warum heiraten Sie nicht wieder, wenn Sie das Witwerleben satt haben?“

„Ja, die Ehe habe ich erst recht satt!“ —

— Kirchgang. „Gelt, Mama, es war doch gut, daß der Geistliche auf der Kanzel eingesperrt war, er hat doch recht geschimpft.“ —

Notizen.

— Testamentkünstler. Max Klinger erklärt, bei seinen Anskuldigungen in dem „offenen Brief“ handle es sich um Unterschlagung zweier zu künstlerischen Zwecken bestimmten Schenkungen durch zwei Berliner Künstler. —

— Die Künstlervereinigung „Schall und Rauch“ will sich als selbständiges Unternehmen im „Hotel Armin“ etablieren und ist um die behördliche Bewilligung eingekommen. —

— Felix Dörmanns neues Schauspiel „Der Herr von Abadessa“ ist vom Berliner Schauspielhaus für die nächste Saison zur Aufführung angenommen worden. —

— Das Theater des Westens wird in der nächsten Saison an Novitäten zunächst A. Hubays Oper „Der Dorf Lump“ und Samaras Operette „Die Debutantin“ bringen. —

— Julius Türk, bisher Direktor des Stadttheaters in St. Gallen, hat das Apollo-Theater in Mannheim übernommen. —

— Bei dem von der Verlagsbuchhandlung Scemann u. Ko. in Leipzig ausgeschriebenen Wettbewerb um moderne Fassaden erhielten die ersten Preise die Entwürfe von Minibald Deiminger (Wien), Gerhard Welzel (München), Arthur Zeitsche (Kloßche-Dresden). —

— Ein riesiger Müdenschwarm wurde jüngst in der Umgebung von Oberlentensdorf (Böhmen) beobachtet. Millionen Müden fielen auf Bäume und Felder nieder und bedeckten die Straße auf einer Strecke von 200 Meter vollständig, stellenweise so dicht, daß die Passanten in Gefahr kamen, auf dem schlüpfrigen Wege auszugleiten. —

t. Die Bevölkerung Irlands hat seit 1841 von 8 197 000 Einwohnern auf 4 458 546 abgenommen. —